

# Die Höhepunkte fehlen noch

Vierter Berlinale-Bericht von Hans Scharwächter

Es gibt zuweilen einsame Höhepunkte auf Filmfestspielen, manchmal auch nur Nebengipfel einer Gebirgsgruppe, deren höchster Gipfel verhüllt bleibt. Auf der Berlinale kam mit „Salvatore Giuliano“ ein solcher Nebengipfel in Sicht — weitere stehen noch aus. Immerhin sah man einige Hügel und freute sich, daß sie mit ihrer bescheidenen Schönheit nicht prunkten.

\*

Der Psychotherapeut Ottomar Domnick gehört zu den traditionellen Avantgardisten. Es muß schrecklich sein, den anderen immer einige Zentimeter voraus sein zu wollen. Diesmal hieß sein Experimentalfilm „Ohne Datum“. Er hätte mit besserem Recht „Der mit den Händen spricht“ heißen können.

Was geschieht? Nichts. Man sieht die Füße und die Hände eines Mannes „in den entscheidenden Jahren“, am Strand, Sand schöpfend, sich von einem Kommentator über den Mund fahren lassend. Die Muster des Strandes werden vorgeführt. Plötzlich ist das Erwartete dann da, die Injektionsspritze des Arztes, in die Domnick zärtlich-sadistisch-masochistisch verliebt ist. Ihr Sich-Vollsaugen und Entleeren und das Eintreten des Impfstoffes unter die Haut des Menschen haben es ihm angetan.

Domnick wird auch „sexy“. Da liegt der Ältere mit der Jüngeren unter einer Bettdecke, und man wohnt verschiedenen Annäherungsversuchen bei, die bei der Frau in einem erstaunten Seufzer münden: „Du wirkst plötzlich so schwach!“ Da sich das Publikum der Injektionen erinnert, die Domnick so reichlich verspritzt, gibt es ein Kichern (also genutzt hat es nichts).

Domnicks Film verbreitet Malaise. Ein besseres Wort dafür gibt es nicht. Ein Sich-mies-Fühlen, Konvulsionen im Magen, Blei in den Knien.

Domnick am Morgen — bringt Kummer und Sorgen. Das sagte man früher von einer Spinne.

\*

Hätte es der genannte Film mit der Spritze, so haben es zwei Halbstarke Brasiliens in dem Film „Die Skrupellosen“ mit den Pillen. So jung sie sind, so verschlissen sind sie auch, und ehe sie sich auch nur zur kleinsten Tat aufraffen, schlucken sie aufpeitschende Perlen.

Sie leben von Erpressung. Einer im Auto spielt einem weiblichen Früchtchen vor, er liebe sie, und fährt sie ans Meer, wo sie sich in sonnensüchtigen Posen ergeht, bis sie das Leichtestgewicht an Kleidung von sich wirft und dem Meere nackt gegenübertritt. Der Autofahrer

öffnet nun den Kofferraum und entläßt aus ihm den Spießgesellen, der Fotos von der Sonnenanbeterin macht; sie sollen dazu dienen, ihren reichen Onkel zu erpressen. Leider hat der Onkel sie schon hinausgeworfen, so daß dem Erpresserpaar das Nachsehen blüht, dem anrühlichen Produzenten des Films aber die Ernte einer pornographischen Knipserei. Trotzdem stirbt der Film vor Langeweile, denn er wird (mittels Pillen) aufs äußerste gedehnt. Die

zweite Hälfte sah mich bereits wieder auf dem Kudamm.

\*

Deutschland steuert den Spielfilm „Die Rote“ nach einem Roman von Alfred Andersch in der Drehbuchfassung und Regie von Helmut Käutner bei. Obwohl der Titel nach Farbe geradezu schreit, hatte man das Schwarz-Weiß — vielfach nuanciert — gewählt. Als ob man den auf den Kopf gestellten Wetterverhältnissen unserer Zeit rechtgeben wolle, zeigt nun der Film ein Mailand und ein Venedig der tristesten Farben und erzeugt so von vornherein jene seelische Depression, unter der die „Rote“ (Ruth Leuwerik) handelt. Auch hier wieder die Getriebene, die Angstvolle, die Spinnete. Das geht so weit, daß die Rote fragt: „Spinne ich eigentlich?“, welche Frage das helle Berliner Publikum mit Gelächter und fröhlichem Beifall belohnte.

Was der vielgerühmte „innere Dialog“ in klassischer Weise vollbringt, ist die Verbiesterung auch der normalsten menschlichen Regungen.

Käutner gelingt es, mit Hilfe namhafter italienischer und deutscher Schauspieler eine Pseudoatmosphäre zu schaffen, in der sich die Getriebene (Rote), zwei anomale Männer, ein Ästhet und ein Wirtschaftswundermann, bewegen, wie das ins Reißerische treibende Drehbuch es befahl. Eine Sondereinlage liefert Gert Fröbe, der als Buhbuh Gelegenheit zu einer Freßszene erhält, die schon keinen Spaß mehr macht. Hochgestochene Fehlanzeige!

\*

Von einem Regisseur wie Renoir, der uns das Meisterwerk „Die große Illusion“ beschert hat, schickte man einen Film, den man etwa als den Schatten oder den pessimistischen Nachklang des optimistischen ersten bezeichnen kann. Ein französischer Gefreiter windet sich in dem Film „Le caporal épinglé“ (etwa „Der immer wieder mehr oder weniger glücklich entwischte Gefreite“) durch den Weltkrieg und erlebt so einiges Unerfreuliche — was sollte er

auch anders erleben! — und bekommt zum wenigsten Gelegenheit, sich als ein großartiger Schauspieler zu erweisen. Es ist Jean Pierre Cassel, der sich mit jeder Rolle mehr nach vorn schiebt. Das übrige ist kaum von Belang.

\*

Höchst romantisch dann der Titel „Königskinder“ für einen Film, der allerdings nichts mit der Berlinale zu tun hat, den man aber als ein Gegenstück zu den Erzeugnissen der westlichen Welt jenseits der Mauer sehen konnte. Ein junger Regisseur, Frank Beyer, behandelt eine der unerschöpflichen Episoden des Weltkrieges im Osten, die die Sehnsucht zweier „Königskinder“ (Arbeiter und Arbeiterin) schildert, die dadurch in die Brüche geht, daß man sich ... verfehlt, meist um ein Haar. Stilbildend findet man auch hier im Osten den „inneren Dialog“ und leider auch eine mißliche Übersymbolisierung. Gespielt ist das zum Teil brillant, so einige Schlachtszenen; die Schauspieler werden zu einem krassen Realismus getrieben.